

Pia Volk

Deutschlands schrägste Orte

Ein Fremdenführer für Einheimische

Mit Illustrationen
von Lukas Wossagk

– unkorrigierte Leseprobe –
Wir bitten Sie, Rezensionen nicht
vor dem 18. März 2021
zu veröffentlichen.

C.H.Beck

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung nach einem Konzept
von Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagillustration: © Lukas Wossagk
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Werbemittel-Nummer 257977



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Alles vermessen, entdeckt, bekannt – gibt es in Deutschland überhaupt noch Plätze zum Staunen und Wundern? Die Geographin und Journalistin Pia Volk hat sich zwischen Wattenmeer und Allgäu, zwischen dem Frankfurter Mainufer und dem Sorbenland umgesehen und ist dabei auf lauter schräge und seltsame Orte gestoßen: eine Eiche mit eigener Adresse; ein fortgespültes Atlantis in der Nordsee; ein Kronleuchter in der Kölner Kanalisation; die letzte noch erhaltene Grenzschleuse für sowjetzonale Agenten.

Sie ist einen Pfad entlanggewandert, der über das Gelände eines Atomkraftwerks führt, und hat einen Truppenübungsplatz durchquert auf dem Weg zu mächtigen Gräbern, von denen niemand weiß, wie sie gebaut wurden. Sie ist über eine mit Hohlräumen durchsetzte Felslandschaft gesprungen, in der alles Wasser verschwindet, und hat sich erklären lassen, wie man von einem Kirchturm auf das wohl gigantischste Ereignis der deutschen Erdgeschichte schließen kann. Sie hat sich sorbische Märchen angehört, saterfriesische Sprichwörter und Töne, die Jahre anhalten. Über all diese bizarren Landschaften, exzentrischen Welten und obskuren Objekte berichtet sie. Spannend und unterhaltsam führt sie zu geographischen und historischen Kuriositäten und lehrt uns, das eigene Land mit neuen Augen zu sehen.



© Jacobia Dahm

Pia Volk schreibt. Meist stolpert sie eher zufällig über ihre Themen, trifft Menschen, die sie außergewöhnlich findet, hört von Orten, die seltsam sind, oder ihr werden Geschichten erzählt, die sie innehalten lassen. Ihre Texte sind in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, der Süddeutschen Zeitung, der ZEIT und in vielen verschiedenen Magazinen erschienen. Als Erzählerin hört man sie bei Deutschlandfunk Nova. Pia hat Geographie und Ethnologie studiert und nach ihrem Abschluss ein Journalistikstudium absolviert. Von Leipzig aus erkundet sie die große, weite Welt.

«Deutschland war mir noch nie so fremd»

Ein Gespräch mit Pia Volk

Wie findet man Deutschlands schrägste Orte? Im Baedeker oder auf Wikipedia doch wohl nicht?

Ich habe mir von ihnen erzählen lassen. Als ich angefangen habe zu recherchieren, habe ich Freunden davon erzählt, und ihnen ist oft sofort mindestens ein Ort eingefallen, der irgendwie anders, ungewöhnlich, seltsam war. Manchmal haben sie mich Wochen später zurückgerufen und mir berichtet, dass sie anderen Menschen davon erzählt haben und denen wiederum dies und jenes eingefallen ist. Und dann habe ich einfach sehr viele Mails an sehr viele Menschen vor Ort geschrieben und sie gebeten, meine Mails an andere weiterzuleiten. Im Grunde war das eine recht abseitige und vor allem zeitintensive, langsame Recherche. Aber es haben zum Glück viel mehr Menschen zurückgeschrieben, als ich erwartet hätte.

Was haben Sie entdeckt?

Unser Land ist voller ungewöhnlicher Orte und jeder lässt einen auf seine ganz eigene Weise staunen. Wir haben kleine Atlantisse, untergegangene Orte in Seen und an den Küsten. Wir haben Parks mit Maschinen, so groß wie Reihenhaussiedlungen und so komplex, man würde sich nicht wundern, würden sie morgen ein Eigenleben entwickeln und die Herrschaft übernehmen. Wir haben einen Baum mit Postadresse, einen Wanderweg über das Gelände eines Atomkraftwerks, eine aus Trümmern gebaute, illegale Kirche, Landschaften, die aussehen, als sei man auf dem Mars, und Megalithgräber auf Euro-

pas größtem Truppenübungsplatz, bei deren Besuch man sich erst versichern muss, dass nicht geschossen wird. All das weiß nur kaum jemand, weil viele sich lieber ins Flugzeug setzen und ab nach Honolulu düsen.

Was war Ihr schönstes Erlebnis bei der Recherche?

Ich bin zum Teil während der Corona-Pandemie durch das Land gereist, Bus-, Bahn- und Schiffsverkehr waren da mitunter eingeschränkt. Zum Leuchtturm Arngast etwa fährt sonst ein Schiff. Aber das ging nicht. Also bin ich mit einem Wattführer hingelaufen. Irgendwann sagt er: Ich habe uns übrigens ein Boot für die Rückfahrt organisiert. Ich dachte an eine kleine Schaluppe, aber dann fuhr die Fähre vor, darauf der Kapitän und eine bunte Mischung von Menschen – Kinder, Campingplatzbewohner, Leute, die zufällig am Hafen waren. Das Schöne daran: Niemand von uns hatte erwartet, dass dieses Boot fahren würde, es war für alle eine Überraschung. Und weil wir auf die Flut warten mussten, haben wir auf dem Schiff gegrillt und uns des Lebens gefreut und der Kapitän hat mir auf Karten erklärt, wie man anhand der Leuchttürme navigiert.

Hat sich beim Schreiben des Buches Ihr Verhältnis zum eigenen Land verändert?

Ich habe eine Zeitlang im Ausland gelebt, mir überlegt auszuwandern, aber mich dagegen entschieden. Deutschland hat doch viele Dinge, die ich schätze. Nur zum Reisen bin ich immer ins Ausland gefahren. Das hat sich jetzt verändert. Man kann auch in Deutschland ungewöhnliche Orte, exotische Plätze und bizarre Landschaften entdecken, man muss nur in den richtigen Ecken schauen und die richtigen Fragen stellen. Im Grunde lässt sich meine Erkenntnis in einem Satz zusammenfassen: Deutschland war mir noch nie so fremd.

Inhalt

Vorwort

Obskure Objekte

Bräutigamseiche

Haus des Karl Junker, Lemgo

Frankfurter Küche in der Siedlung Römerstadt

Nonnenchor im Kloster Wienhausen

Sieben Steinhäuser

Schwerbelastungskörper

Wunderland Kalkar

Under Cover

Kronleuchtersaal in der Kölner Kanalisation

Emilianusstollen, Wallerfangen

Oppenheimer Keller

Hilfskrankenhaus Gunzenhausen

Ferropolis

Deutsches Zusatzstoffmuseum

Grenzschleuse im Schifflersgrund

Bizarre Landschaften

Nördlinger Ries

Gottesacker

Stinksteinwand am Hohen Meißner

Flächennaturdenkmal 0036SK
Das Nizza, Frankfurt am Main
Peperlake, Lüdinghausen

Vorstellungswelten

Christliche Gemeinde der Heiligen
 Dreifaltigkeit Ost-West
Neu-Brasilien
St. Burchardi, Halberstadt
Güglingen
Walhalla
Tropical Islands, Krausnick
Wolpertinger-Diorama
Bielefeld

Verpante Flächen

Mestlin
Mödlareuth, Bayern und Thüringen
Alt Rhese
Prora
Mannheim
Rembertikreisel, Bremen
Flughafen Berlin-Brandenburg Willy Brandt,
 BER

Enklaven und Exklaven

Büsingener am Hochrhein
Schwarzenberg
Klein Glienicke
Saterland / Seelterlound
Ralbitz / Ralbicy

Orte, die bewegen

Ökumenische Autohofkapelle Schwabhausen

Autobahntorso im Söhrewald

Treidelpfad über das Gelände des AKW

Neckarwestheim

Steinhuder Hecht

Entmagnetisierungsstelle Lauterbach

Memmertfeuer, Insel Juist

Vogelinsel Trischen

Verschwundene Gebiete

Arngast

Emmauskirche, Borna

Elsbachsee

Bohrloch 1004

VEB Kulturpark Berlin (heute Spreepark)

Saarschleife

Dank

Obskure Objekte



Bräutigamseiche

54° 08' 10.6" nördlicher Breite; 10° 33' 20.5" östlicher Länge

Im Dodauer Forst in Schleswig-Holstein steht eine alte, knorrige Eiche. Sie sieht aus wie aus einem Märchenfilm. Sie hat einen massigen Stamm und eine große, in die Höhe strebende Krone, die an eine aufsteigende Wolke erinnert. Ein Ast ist abgestorben, man erkennt die verharzte ovale Narbe am Baum. Wenn man genau schaut, sieht man, dass die obere Krone mit Drahtseilen stabilisiert wurde. Um sie herum wachsen gertenschlanke Kiefern und Fichten, neben ebenso gradlinigen Buchen. Die alte Eiche ist besonders. Nicht nur ihres Wachses wegen. Auch, weil sie eine eigene Adresse hat: Bräutigamseiche, Dodauer Forst, 23701 Eutin. Menschen auf der Suche nach der großen Liebe schreiben an die Eiche. Im Grunde fand hier Online-Dating statt, lange bevor

Obskure Objekte

man wusste, was das Internet überhaupt ist. Denn die Eiche konnte Geheimnisse für sich behalten. Nur wer wusste, wo er zu suchen hatte, fand sie.

Wo diese Geschichte beginnt, lässt sich nur annähernd rekonstruieren. Es spielen mit: ein Mann, eine Frau, ein Baum und Menschen, die noch keine Vorabendserien oder Netflix schauen, sondern sich die Geschichten dazu selbst ausdenken. Am Ende des 19. Jahrhunderts betreibt die Frau des Försters, Magda Witt, im Dodauer Forst ein Café. Ob sie dafür überhaupt eine Lizenz hatte, weiß heute niemand mehr. Aber die wunderbaren Lauben, in denen man dort sitzen konnte, und die leckeren, selbstgebackenen Kuchen sorgten dafür, dass selbst aus dem fernen Hamburg Menschen anreisten, um hier die lauen Sommernachmittage zu verbringen. In den umliegenden Ortschaften ließ man die Pferde anspannen, um am Sonnabend oder Sonntag dort einzukehren.

Ganz in der Nähe des Cafés steht die knorrige Eiche. Dort, so erzählten sich die Gäste, habe Minna Ohrt, die Tochter des vorherigen Försters, Briefe für ihren Geliebten hinterlassen. Dieser war Carl August Wilhelm Schütte-Felsche, den alle nur Willy nannten, Sohn des Leipziger Fabrikanten Adolphe Schütte-Felsche. Der Vater leitete gemeinsam mit seiner Frau Johanna in Leipzig ein Schokoladenimperium, in das 1886 der ältere Sohn Oskar Wilhelm Adolph, zwei Jahre später Willy selbst eingestiegen war. Es gibt Schokoladenpapiere, auf denen der Dodauer Forst abgebildet ist. Heimlich sollen sich die beiden Briefe geschrieben haben und im Astloch der alten Eiche hinterlegt haben – so lange, bis der Förster letztendlich von der Verbindung überzeugt war und in die Heirat einwilligte. Nur, sagen die Nachkommen der Familie Schütte-Felsche, stimmt diese Geschichte nicht.

Willys Großvater väterlicherseits hatte eine Halbschwester,

die mit dem Förster Ohrt in Eutin verheiratet war. Auf einem der vielen Familienfeste in Eutin begegneten sich deren Tochter Minna Ohrt und Willy Schütte-Felsche. Sie verliebten sich und heirateten 1891. Das Fest sollte eigentlich im Forsthaus stattfinden, aber weil das Wetter so schön war, verlegten sie es an die alte Eiche. Es gibt dieses eine Foto der Hochzeitsgesellschaft. Minna und Willy stehen vor der alten Eiche. Ihre Krone ist noch ausladender, der fehlende Ast noch stabil und kräftig. Um sie herum versammeln sich rund dreißig Menschen, alle haben den ernsten Blick, den man damals noch auf Fotos hatte, weil man sehr lange unbeweglich stehen musste, damit das Bild nicht verwackelte. Minna trägt ein ausladendes weißes Kleid, einen Hochzeitsstrauß in der linken Hand, der eher nachlässig nach unten hängt. Mit dem rechten Arm hat sie sich bei Willy eingehängt, der eine Kopfbedeckung zwischen den Fingern klemmen hat. Er sieht stolz aus, sie wirkt etwas angespannt. Ob es der glücklichste Tag ihres Lebens ist, kann man zumindest nicht an ihren Gesichtern ablesen.

Die Nachkommen der Schütte-Felsches sagen heute, die Geschichte über die heimliche Liebe und die Briefe seien mehr der Fantasie als der Realität entsprungen, Beweise existieren nicht. Was man aber weiß, ist, dass die Sommergäste in Eutin sich die Geschichte von der Eiche, die Menschen zusammenbringt, erzählten. Man taufte sie Bräutigamseiche. Warum es nicht Braut-eiche oder Liebeseiche geworden ist, weiß niemand. Jene, die sich einen Partner wünschten, hinterließen ihre sehnsuchtsvollen Briefe, in der Hoffnung, dass sie jemand fand, der einen ähnlichen Wunsch hegte. Seit 1927 wird die Eiche offiziell von der Post bedient. Seit 1993 hat sie eine eigene Postleitzahl.

Mittlerweile weiß man von mindestens 13 Paaren, die sich durch die Eiche gefunden haben. Es ist eine Art virales Marketing, bei dem eine fiktive Idee ihr eigenes Leben entwickelt und

Realität wird. Die Bräutigamseiche trägt ihren Namen zurecht, nur eben wahrscheinlich nicht aufgrund von Willy Schütte und Minna Ohrt.

Noch heute kann man in das Astloch greifen und Briefe finden. Ein 42-jähriger Mann sucht eine Frau, die mit ihm Motorrad fährt. Seinen Brief hat er getippt und Fotos von sich dazugelegt. Eine 76 Jahre alte Dame hat eine Postkarte geschrieben, eine Landschaft ist darauf. Die Handschrift ist zittrig und sieht aus, als habe sie mal Sütterlin gelernt. Ihr Wunsch ist so einfach und doch so herzergreifend: Sie wünscht sich jemanden, der bleibt.

Schwerbelastungskörper

52° 29' 03.0" nördlicher Breite; 13° 22' 17.9" östlicher Länge

Man kann sich kaum vorstellen, dass Größenwahn so unscheinbare Formen annehmen kann. Mitten in Berlin zwischen Flughafen Tempelhof und Rathaus Schöneberg steht ein zylinderförmiges Bauwerk, 14 Meter hoch, Durchmesser 21 Meter, nach unten hin verjüngt es sich an einer Stelle, bevor es wieder mit einem Durchmesser von rund 11 Metern im Boden verschwindet. 18 Meter tief reicht es. Würde man es ausgraben, hätte es die Form einer Hantel mit unterschiedlichen Gewichten auf den beiden Seiten. Es steht zwischen Gleisen und Plattenbauten, umgeben von Sträuchern, und wer nicht darauf achtet, dem wird es nicht auffallen. Wer darauf achtet, der wird es vielleicht für eine Art Gasometer halten. Aber das Äußere trägt, denn bis auf einen kleinen Raum besteht dieser Klotz aus nichts als Beton: 12 650 Tonnen lasten hier auf dem Boden.

Obskure Objekte

Für ein Bauwerk T wurde dieses architektonische Schwerkriegsdenkmal Anfang der 1940er Jahre in Auftrag gegeben. T steht für Triumphbogen. Wenige Meter Luftlinie von dieser Stelle hatte Adolf Hitlers Lieblingsarchitekt Albert Speer einen solchen geplant, in monumentaler Größe. Auf ihm sollten die Namen aller 1,8 Millionen im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten verewigt werden.

Hitler hatte Speer zum Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt benannt. Speer sollte Berlin umgestalten, größer, grandioser, überwältigender machen. Er entwickelte eine Vision, in der die Hauptstadt Zentrum eines großgermanischen Imperiums werden sollte.

Sein Plan: Zwei riesige Straßen, Himmelsachsen gleich, durchschneiden die Stadt in Nord-Süd- und Ost-West-Richtung. Dort, wo sie aufeinandertreffen, wollte er eine Ruhmeshalle errichten, so groß, dass 100 000 Menschen darin Platz gefunden hätten. Die 38 Kilometer lange, von Nord nach Süd verlaufende Straße wollte er zu einer Paradedeichstraße ausbauen lassen, dreimal so breit wie eine sechsspurige Autobahn, flankiert von Monumentalbauten. Die Krone dieser Planung war ein Triumphbogen, sechsmal so hoch wie das Brandenburger Tor, 117 Meter nämlich und 170 Meter breit.

Gab es damals noch so viel Platz in Berlin? Im Gegenteil: Berlin hatte in den 1930er Jahren mehr Einwohner als heute. 4,3 Millionen Menschen lebten in der Stadt. Der Wohnungsmarkt war angespannt. All das interessierte Speer nicht. Seinem Entwurf nach hätten 50 000 Wohnungen abgerissen werden müssen. Allerdings konnte man nicht so schnell neue Wohnungen bauen. Deshalb löste Speer das Problem auf seine Weise: Er zwang jüdische Mieter, in Häuser zu ziehen, in denen ausschließlich Juden lebten. Meist waren diese Häuser nur die erste Station auf dem Weg in Konzentrationslager. In die geräumten

Wohnungen zogen dann Familien ein, deren Häuser Speer abreißen lassen wollte. So wollte er Platz schaffen für die Verwirklichung seiner Utopie.

Doch die Natur war ihm im Weg. Der Boden unter Berlin besteht aus Sand und Mergel, einem Mischboden, der auch feinere Körner wie Schluff und Ton enthält. Außerdem erreicht man in Berlin ab einer durchschnittlichen Tiefe von drei Metern bereits Grundwasser. Würde man ein schweres Gewicht auf diesen körnigen, wasserhaltigen Boden setzen, würde es das Wasser verdrängen und einsinken. Allerdings weiß man nicht, wohin das Wasser verdrängt wird. Es kann sein, dass es sich eher einseitig zurückzieht, dann sinkt das Gewicht an dieser Stelle mehr ein als an einer anderen, es kippt. In den 1940er Jahren wusste niemand, wie stark ein Triumphbogen dieser Größe den Boden komprimieren und wohin das Wasser wandern würde. Würde er einseitig einsinken und sich langsam und zunehmend neigen wie der Schiefe Turm von Pisa?

Die Deutsche Gesellschaft für Bodenmechanik (Degebo) hatte untersucht, wie sich zum Beispiel die geplante Soldatenhalle im Tiergarten errichten ließ. Dazu hatte sie 125 Kubikmeter Ziegel auf probenhalber errichtete Fundamente gesetzt. Sie übten bis 345 Tonnen Last aus. Aber für Speers Vorstellungen reichten Versuche dieser Größenordnung nicht aus. Deshalb beschloss der Generalbauinspektor, seine eigenen anzustellen. Er beauftragte die Firma Dyckerhoff & Widmann, Pioniere im Betonbau, mit der Errichtung eines «Probebelastungsbaus», mit dem die Mechanik des Untergrundes gemessen werden konnte. Später wird er noch viele weitere Namen erhalten: Pilz, Prüfturm, Rundbunker, Hochhaus auf Probe, Schwerbelastungskörper.

Bevor man mit dem Bau begann, hatte man Probebohrungen vorgenommen. Dabei hat man zwischen 16 und 24 Metern im Boden Einschlüsse von Mergel gefunden. Bei Sanden und Kiesen,

die grobkörniger sind als Mergel, weiß man, dass sie sich während des Baus langsam verfestigen und stabilisieren. Doch wie sich der Mergel verhalten würde, das wusste man nicht. Deshalb legte man die Versuchstiefe mit 18,2 Metern fest. 100 Quadratmeter Grundfläche sollte der Bau haben.

Man begann mit einem 13 Meter breiten und 5 Meter tiefen Schacht, in den man einen Betonring einließ. Um das Grundwasser draußen zu halten, erhöhte man in der Baugrube den Luftdruck – mit zunehmender Tiefe immer mehr. Die Arbeiter hoben unter dem Betonring weiter den Boden aus, so dass der Ring immer tiefer rutschte und man neue Ringe daraufsetzte. Es gibt noch Fotos von Männern, die in einer tiefen Grube stehen. Fast die Hälfte der Arbeitskräfte, die der Generalbauinspektor in Berlin einsetzte, waren Kriegsgefangene. Man geht davon aus, dass diese Zwangsarbeiter auch den Probelastungsbau errichteten. Die Arbeit war nicht nur körperlich strapaziös, sondern auch gesundheitsgefährdend: Durch den Druckunterschied zwischen Baugrube und Normalwelt konnten die Arbeiter an der Taucherkrankheit erkranken, die auf Französisch auch Caissonkrankheit heißt. Caisson steht für Setzkasten, so nennt man diese Art der Bauweise.

Als man in 18 Metern Tiefe angelangt war, installierte man dort Druckkissen. Das waren keine flauschigen Kissen und auch keine extrem stabilen Luftballons, sondern tellerförmige Konstruktionen aus Stahl, mit einem Durchmesser von einem halben bis zu einem Meter, die mit Öl gefüllt waren. Mehrere dieser Druckkissen wurden in der Baugrube ausgelegt. Gleichzeitig führten von ihnen Leitungen weg, die später im Gebäude zu einer Messkammer laufen würden. Dort zeigten Manometer an, welche Druckverhältnisse unter dem Gebäude herrschten. Außerdem baute man Sichtschächte, an Bullaugen erinnernde

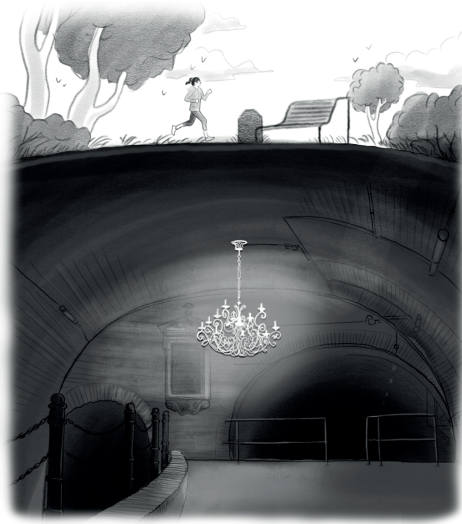
Fenster, durch die gemessen werden konnte, wie weit das Gebäude im Boden versank.

Nun füllte man die Grube nach und nach mit Beton. Wenn man heute vor dem Bauwerk steht, kann man sich vorstellen, wie die oberirdischen Arbeiten weitergingen: ganz so, als würde man eine sehr hohe Torte machen wollen. Auf das massive Fundament hatte man eine Form aus Holz gesetzt, die langsam mit Beton ausgegossen wurde, eine Schicht über der nächsten. Heute erkennt man die Grenzen der Schichten, an denen die Verwitterung nagt. Zwischen der oberen Hälfte und der unteren lagen die Räume für die Messinstrumente.

Zwanzig Wochen, so steht es im ersten Protokoll, sollte der Versuch dauern. Tatsächlich dauerte er bis 1944, konnte aber erst 1948 ausgewertet werden. Am 3. November 1943, ein Jahr nach dem Bau, war der Bau 18,4 Zentimeter in den Boden gesunken, nach weiteren eineinhalb Jahren waren es 19,3 Zentimeter. Der Mergel verhielt sich dabei ähnlich wie Sand. In ihrem Fazit kommt die damals noch immer existierende Degebo zu dem Schluss: Die Belastung des Untergrunds durch den geplanten Triumphbogen wäre zu hoch geworden. Man hätte zur Vorbereitung den Boden vorher künstlich verdichten müssen. Die Techniken dazu waren bereits entwickelt worden.

Der Triumphbogen ist nie gebaut worden. Der Probelastungsbau wurde allerdings auch nie abgerissen. Sprengen kann man ihn heute nicht mehr, er steht zu nah an Wohngebieten. Aber Speer hatte das auch nicht geplant. Er wollte die Straße, die am heutigen Berliner Südkreuz begonnen hätte, um 14 Meter aufschütten lassen – auf genau die Höhe, die der Probelastungsbau heute hat. Er wäre darunter verschwunden, und auf ihm hätte als Krönung von Speers städtebaulicher Vision der Triumphbogen gestanden. Stattdessen erinnert nun der Betonklotz an diese größenwahnsinnige Utopie.

Under Cover



Kronleuchtersaal in der Kölner Kanalisation

50° 57' 02.5" nördlicher Breite; 6° 57' 48.4" östlicher Länge

Am Rande des Theodor-Heuss-Parks in Köln befindet sich eine unauffällige grüne Metallplatte im Boden, knapp zwei Meter lang und einen Meter breit. Steht man vor ihr, sieht man zwischen den Häuserzeilen die Türme des Doms. Er liegt keine halbe Stunde Fußmarsch entfernt. Die Metallplatte lässt sich anheben. Darunter liegt eine gemauerte Treppe, die hinabführt in die Kanalisation. Allein das ist bereits ungewöhnlich, denn eigentlich steigt man über einen Gullideckel und eine Leiter in das Labyrinth der Kanäle. Hier aber läuft man aufrecht und gelangt in einen Raum, in dem ein Kronleuchter hängt.

Under Cover

Man darf sich diesen Raum nicht wie ein Zimmer vorstellen. Vielmehr ist es eine Art Empore zwischen zwei Kanälen. Steht man auf ihr, blickt man knapp 60 Zentimeter hinunter in braunes Abwasser, das an einem vorbeirauscht, während sich rechter Hand ein Schlund auftut, einem kleineren U-Bahn-Tunnel gleich, nur eben ohne Schienen. Er ist schön gemauert und führt direkt hinunter zum Rhein. Keine 350 Meter sind es. Dazwischen liegt die Empore, und über ihr hängt ein Kronleuchter. Der Raum ist eine Regenwasserentlastungsanlage.

In Köln fließen das Regenwasser und das Abwasser zusammen durch die Kanalisation. Es gibt auch Städte, in denen es ein Abwassersystem für Regenwasser gibt, das ungeklärt direkt in den nächsten Fluss geht, und eines für Abwasser, das zuerst durch die Kläranlage geführt wird. In Köln geht alles Wasser durch die Kläranlage, Mischkanalisation nennt man das. Wenn es aber sehr stark regnet und das Wasser in der Kanalisation ansteigt, die Becken in der Kläranlage voll sind und es noch immer weiterregnet, dann hat man ein Problem. Acht bis zwölfmal passiert das im Jahr in Köln. Im schlimmsten Fall würde das Wasser aus den Gullis herausquellen. Damit das nicht passiert, baut man Regenwasserentlastungsanlagen wie diese hier.

Steigt der Wasserspiegel des dreckigen Wassers im unteren Kanal stark an, reicht es irgendwann bis zur Empore, fließt über sie hinüber in den zweiten Kanal und landet von dort ungeklärt im Rhein. Ist das nicht Umweltverschmutzung? Nein, denn das Abwasser wird durch das Regenwasser so stark verdünnt, dass es nicht mehr geklärt werden muss. Nicht alle Regenwasserentlastungsanlagen sehen aus wie diese hier. Eigentlich ist die Empore überflüssig, eine Mauer als Wehr hätte ausgereicht. So sehen auch die anderen 25 der Stadt aus.

Man schreibt das Jahr 1850, als in Köln die Kanalisation gebaut wird. Die Römer hatte schon Kanäle, allerdings führten

diese nur von einem bestimmten Punkt oder Gebäude direkt in den Rhein. Im Mittelalter wurde all das vergessen. Aber mit der industriellen Revolution wächst die Stadt auf 250 000 Einwohner, die Kanalisation muss systematisiert werden. Als man damals die Kanäle unter der Stadt gräbt, legt man sie vorausschauend so an, dass sie auch bei der heutigen Einwohnerzahl von einer Million noch ausreichen. Das ist ungewöhnlich nachhaltig.

1890 ist die Regenwasserentlastungsanlage fertig. Auf einer Plakette, die heute noch an der Wand prangt, stehen die Jahreszahl und die Namen von Bürgermeister, Stadtbaurat, Stadtbauinspektor, Bauleiter und Bauunternehmer. Doch warum hängt hier ein Kronleuchter? Wie den alten Plänen zu entnehmen ist, waren es ursprünglich sogar zwei. In der ersten Version der Geschichte hat der Kaiser der Stadt die beiden geschenkt, und sie wurden nachträglich in die Pläne eingetragen. In der anderen hat der Kaiser die Stadt und das Bauwerk besucht, und man hat die Leuchter ihm zu Ehren aufgehängt.

Lange Zeit hatte man den Raum und die Kronleuchter vergessen. Erst als in den 1980er Jahren Schulen bei der Stadt anfragten, ob Führungen in der Kanalisation möglich seien, erinnerte man sich. Es ist nicht so einfach, Menschen durch die Kanalisation zu führen. Dort bilden sich Gase, die lebensgefährlich sein können, je nachdem, wo man sich im Labyrinth der Tunnel befindet und wie schnell man wieder an die frische Luft gelangt. Das alles birgt Sicherheitsrisiken.

Anders unter der grünen Metallplatte, durch die eine Treppe nach unten führt. Als man sich den Raum, in den sie mündet, damals ansah, hingen dort nur noch die Fragmente der Kronleuchter. Man beschloss, sie zu ersetzen. Nun ist da nur noch ein Kronleuchter zu sehen, und auch dieser nicht das ganze Jahr über, sondern nur von März bis September. Danach muss er überarbeitet werden, weil die hohe Luftfeuchte ihm zusetzt. Er

rostet. Betrieben wird er mit Niederstrom, weil wegen des Methans die Explosionsgefahr hoch ist. Während der Besuche im Kronleuchtersaal werden neben der Konzentration von Methan ständig auch die von Kohlendioxid und Schwefelwasserstoff (beide könnten zu Vergiftungen führen) und die Sättigung mit Sauerstoff gemessen, die nicht zu niedrig sein darf, weil man sonst ersticken könnte. Manchmal gibt es auch Veranstaltungen in diesem Raum, bis zu 70 Leute lauschen dann zum Beispiel Musikern. Allerdings müssen sie sich dabei an den Geruch gewöhnen, irgendetwas zwischen Fäulnis, Verwesung und Strenge. Er steht im starken Missverhältnis zum Prunk des Leuchters und bringt einen sofort dahin zurück, wo man sich eben doch befindet: in der Kanalisation, wenn auch einem seltsamen Teil derselben.

Bizarre Landschaften



Nördlinger Ries

48° 51' 13,3" nördlicher Breite; 10° 29' 13,2" östlicher Länge

«Symbolbild Deutschlands» könnte über dieser Landschaft stehen: ein ebener Flickenteppich aus Ackerflächen, dazwischen kleine Anhöhen, einige davon eher kahl, andere bewaldet. Eine kleine Stadt thront darin, in ihrem Herzen steht eine Kirche, ihr Kirchturm überragt das Häusermeer. Am Horizont zeichnen sich Hügel ab. Vollkommen austauschbar, könnte man meinen, würde der Kirchturm nicht aus einem seltsamen Gestein bestehen. Eines, von dem ein Amerikaner feststellt: Es stammt aus dem wohl gigantischsten geologischen Ereignis, das in Deutschland je stattgefunden hat. Es ereignete sich hier im Süden Deutschlands, zwischen Stuttgart, München und Nürnberg in einer Landschaft, die man Ries nennt. 15 Millionen Jahre ist das her. Das klingt nach

einer langen Zeit, aber wenn man das Alter der Erde von 4,5 Milliarden Jahren auf einen Tag projizieren würde, dann wäre es sozusagen am späten Nachmittag passiert, kurz nach Kaffee und Kuchen.

Vor 15 Millionen Jahren war es in dieser Ebene heiß und trocken, ein Klima wie heute im östlichen Afrika. In der kargen Landschaft grasten Dinotherien, Vorfahren unserer heutigen Elefanten. Nur dass ihre Stoßzähne kürzer waren, genau anders herum standen und sie damit nach Wurzeln gegraben haben. Es gab Tiere, die eher Nashörnern ähnelten, Urpferde, Krokodile und das marderähnliche Trochotherium. Niemand weiß, ob es an diesem einen besonderen Tag vor 15 Millionen Jahren bewölkt war oder sonnig oder ob die Sonne vielleicht sogar schon untergegangen war. Man weiß nur, dass ein riesiger Gesteinsbrocken, einen Kilometer im Durchmesser, mitsamt seinem Mond, auch der noch 100 bis 150 Meter im Durchmesser, durch die Erdatmosphäre brach und mit 72 000 Stundenkilometern auf die Idylle zuraste. Die Geschwindigkeit, mit der die Erde um die Sonne kreist, ist ähnlich hoch: 108 000 Stundenkilometer. Nur spüren wir das eben nicht.

Der Gesteinsbrocken kollidiert mit uns oder besser: mit unserem Planeten Erde. Es ist ein Frontalzusammenstoß, und wie bei einem Autounfall ist das alles andere als schön. Der Planetoid wird auf ein Viertel seiner ursprünglichen Größe zusammengeknautscht. Dabei werden unglaublich große Mengen an Energie frei, so als habe man mehrere 100 000 Atombomben wie jene, die auf Hiroshima fiel, gleichzeitig gezündet. Im Einschlagsbereich herrschen bis zu 30 000 Grad Celsius, das ist sechs Mal heißer als der Erdkern oder die Sonnenoberfläche. Ein Druck von bis zu zehn Millionen Atmosphären entsteht. Es sind Zahlen, die abseits jeglicher Vorstellungskraft liegen.

Im Umkreis von 100 Kilometern um das Impactgebiet exis-

tiert kein Leben mehr. Augsburg, München, Stuttgart, Nürnberg, hätte es die Städte früher schon gegeben, sie wären mit einem Mal verschwunden. Über weitere 400 Kilometer bringt die Druck- und Hitzewelle Chaos, löst Erdbeben und Brände aus.

Dort, wo der Planetoid einschlägt, wird es so heiß, dass er selbst verdampft. Der Druck der Explosion erzeugt eine Stoßwelle, die einen 4,5 Kilometer tiefen und 12 Kilometer breiten Krater schafft. Der Rand dieses Kraters ist dort, wo heute der Ort Nördlingen liegt. Sehr viel Gestein fliegt durch die Luft. Es fliegt bis nach Oberösterreich, nach Schlesien im heutigen Polen, in die Lausitz und an die Moldau. Dort entdeckt man im tschechischen Südböhmen ein wunderschönes, flaschengrünes Gestein, das man Moldavit nennt. Man hat die Steine anfangs für Abfallprodukte der Glasindustrie gehalten, anschließend für vulkanische Brocken vom Mond, aber Jahrzehnte später stellt man fest, sie stammen hier aus dem Ries.

Nach der Explosion passieren zwei Dinge: Die Erde strebt nach Ausgleich. Es ist, wie wenn man ein Loch gräbt, da rutschen auch die Seiten irgendwann nach. Das passiert auch beim Krater. Zehn Sekunden nach dem Einschlag ist er 4,5 Kilometer tief, fünfzig Sekunden später sind bereits Erdmassen nachgerutscht. Der Krater ist jetzt 25 Kilometer breit, aber nur noch 500 Meter tief. Der Kraterboden federt zurück, es entsteht eine Erhebung im Zentrum und ein ringförmiger Wall um ihn herum. Gleichzeitig fallen Teile des Gesteins, das herausgeschleudert wurde, in den Krater zurück. Dabei landen zuerst jene Gesteinsbrocken im Krater, die als Letztes ausgeworfen wurden: Sie haben am wenigsten von der Hitze und dem Druck abbekommen. Das Gestein, das die Erdoberfläche gebildet hatte, auf der die Dinosaurier grasten, das vielleicht sogar direkten Kontakt mit dem Planetoiden hatte, das die meiste Hitze und den höchsten Druck abbekommen hat, das am höchsten fliegt, landet als

Letztes wieder auf der Landschaft. Irgendwann, als man im 15. Jahrhundert die Kirche von Nördlingen baut, karrt jemand einige dieser Gesteine heran.

Es regnet sehr viel Gestein herunter. Der Fluss, aus dem einmal der Main werden wird, der Ur-Main, muss sich ein neues Bett graben. Die vom Himmel fallenden Steine verschütten die Flussarme, stauen Seen auf, das Gewässer sucht sich neue Wege. Ebenso ergeht es der Ur-Altmühl und der Ur-Wörnitz. Die Flusslandschaft, wie wir sie heute kennen, gäbe es ohne den Asteroideneinschlag nicht.

Niemand beobachtet das, es gibt damals noch keine Menschen. Über die Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende kehren Flora und Fauna zurück. Beides verändert sich. Dort, wo einst Dinotherien herumstampften, entsteht ein See. Die aufsteigende Glutwolke enthält sehr viel kleinste Staubfragmente, an die sich Wassermoleküle anlagern. Es entstehen Wolken, die größer werden, bis es in Strömen zu regnen beginnt. Das Wasser sammelt sich im Krater, ein See entsteht, der allerdings über die Jahrtausende wieder verlandet. Aus den Flussauen und von den Gletschervorfeldern der Alpen wehen feinsten Mineralstaub und Sand heran, die sich vor allem am südlichen Kraterrand ablagern. Menschen entdecken diese Flecken, weil der Boden besonders fruchtbar und das Klima im Kraterbecken sehr mild ist. Der älteste Faustkeil, den man hier gefunden hat, ist 130 000 Jahre alt. Es kommen die Kelten, die Römer ... und die Astronauten.

Vor den Astronauten allerdings besucht ein Amerikaner den Ries: Eugene Shoemaker. Es ist das Jahr 1960 und er hat bereits ausgiebig im Barringer-Krater in Arizona geforscht. Er will nach Kopenhagen, um dort seine Ergebnisse vorzustellen. Vorher macht er aber mit seiner Familie einen Roadtrip durch Deutschland, weil er sich den Riesessel anschauen möchte. Man hält ihn damals für Reste eines Vulkans. Shoemaker und seine Fami-

lie machen ein Picknick, während dessen er einige Gesteinsfragmente in der Umgebung einsammelt, die er am nächsten Morgen zu seinem Kollegen nach Washington schickt. Er spaziert auch durch Nördlingen, wandert zur Kirche, steht vor dem Kirchturm, blickt an ihm hoch und denkt: Diese Steine, die stammen nicht aus dem Inneren unserer Erde. Er kennt sie, ähnliche hat er in Arizona auch gefunden. Eine Woche später weiß er: In den Gesteinsproben steckt Coesit, ein Mineral, das nur bei sehr, sehr hohem Druck entsteht. Der Druck muss viel höher sein, als das bei normalen geologischen Prozessen der Fall ist. Er kann nur beim Einschlag eines Himmelskörpers auf die Erde entstehen. Es ist der Beweis dafür, dass der Ries nicht vulkanischen Ursprungs ist. Nur will das damals keiner glauben.

Heute windet sich durch einen dieser Steinbrüche ein Entdeckerpfad, er ist zum Erlebnis-Geotop namens Lindle geworden. Die Landschaft ähnelt jener am Rande einer Wüste, helles Gestein, wenig bewachsen. Im Querschnitt erkennt man die verschiedenen Gesteinsschichten an ihren unterschiedlichen Farben und Konsistenzen: eher braun oder weiß, eher fein sandig oder eher mit Steinen durchsetzt. So etwas kann man auch auf anderen geologischen Lehrpfaden sehen. Am Rand liegt eine bunte Brekzie, das ist eine Gesteinsmischung. Sie besteht aus einer graubraunen Grundmasse, gespickt mit eckigen Gesteinsfragmenten. In den Fragmenten spiegeln sich die verschiedenen Einflüsse nach dem Einschlag wider. Sie enthalten fast unverändertes Grundgestein, Granitbröckchen, deren Struktur von Druck und Hitze manipuliert wurde, Kalksplitter, die thermisch beeinflusst worden sind, und Feuersteine, die noch zu 90 Prozent kristallin sind. Alles ist zusammengematscht wie in einem unfertigen Kuchenteig.

Auf der Schicht mit der bunten Brekzie hat sich ein weiteres Gestein abgelagert: der Suevit. Suevia ist der englische Name für

Schwaben. Auch er besteht aus Gesteinsfragmenten, allerdings waren sie wesentlich größerer Hitze ausgesetzt. Er entstand, als die Glutwolke über dem Krater kollabierte. Das Besondere daran sind die Einsprengsel, die schwärzlich glänzen. Es sind Einschlüsse, die wie Glas aussehen und aus komplett aufgeschmolzenem, einst kristallinem Gestein bestehen. Das ist Coesit. Mittlerweile hat man zehn verschiedene weiterer Hochdruckminerale im Suevit gefunden, eines davon hat man nach der Region Riesit genannt.

So wie der Suevit müsste Gestein auf dem Mond aussehen, sagte Shoemaker voraus. Seitdem er die ersten Bilder gesehen hatte, die Ranger- und Survey-Sonden von der Mondoberfläche gemacht hatten, war er überzeugt, dass die Krater dort durch Einschläge anderer Himmelskörper entstanden sein müssen. Als man den Astronauten der Apollo-14-Mission beibringen möchte, wie man die Gesteine eines Einschlagskraters erkennt, bringt man sie 1970 hier in den Ries. Damals kannte man nur eine Handvoll solcher Krater. Heute sind es mehr als 200. Viele von ihnen liegen schwer erreichbar in Wüstengebieten oder sind schon so stark verwittert, dass man die Gesteine nicht mehr erkennen kann. Weswegen auch heute noch manchmal Astronauten in Schwaben landen.

Verschwundene Gebiete

Emmauskirche, Borna

51° 07' 31.6" nördlicher Breite; 12° 29' 49.5" östlicher Länge

Im sächsischen Borna stehen in der Altstadt am Martin-Luther-Platz zwei Kirchen nebeneinander. In der Mitte des Platzes thront eine verschachtelte, raumgreifende Kirche, der man ansieht, dass sie in verschiedenen Epochen gebaut, erweitert, erneuert wurde. Die zweite Kirche an ihrer Nordseite ist leicht zu übersehen. Es ist ein kleiner, einfacher Bau, knapp 15 Meter lang und 9 Meter breit, der sich nicht aufdrängen möchte. Wäre da nicht der schiefergedeckte Kirchturm mit der Wetterfahne, könnte man das einfach verputzte, ziegelgedeckte Gebäude auch für eine geräumige, renovierte Scheune halten. Wie kommt es, dass zwei Kirchen so unmittelbar nebeneinander errichtet wurden? Das wurden sie aber gar nicht. Die kleinere Emmauskirche stand einst in Heuersdorf, einem Ort, den es seit 2009 nicht mehr gibt.

Heuersdorf lag im mitteldeutschen Kohlrevier, unweit fraßen sich seit den 1950er Jahren Bagger in die Erde und förderten Braunkohle herauf. Man nahm an, dass das 70 Jahre lang so weitergehen würde. Und jedes Dorf, das im Weg war, musste weichen: Der erste Ort war Hagenest, ein Ortsteil Löschütz-mühle. Dort lebten 1957 noch 20 Menschen. Drei Jahre später wurden Teile von Kleinhermsdorf und Nehmitz abgebagert. 1967 folgte Schleenhain, als es noch 270 Einwohner hatte. Für einige von ihnen baute man in Heuersdorf neue Häuser. In den

1980er Jahren mussten erst die 300 Einwohner von Droßdorf, dann die 450 von Breunsdorf umsiedeln.

Dann kam die Wende. Viele Braunkohletagebaue wurden geschlossen. In Heuersdorf hoffte man, dass man auch im Tagebau Schleenhain die Maschinen ruhen lässt. Aber unter neuer Führung und nach Zusammenlegung mit anderen Tagebauen wird weiter Kohle aus dem Boden geholt – und Heuersdorf ist im Weg. Unter dem Ort lagerten geschätzte 52 Millionen Tonnen Kohle, mit denen man das nahe gelegene Kraftwerk Lippendorf knapp vier Jahre am Laufen halten kann.

Die Heuersdorfer wehrten sich. Wer damals in den 1990er Jahren durch das 330-Einwohner-Dorf fuhr, las selbstgemalte Schilder an Zäunen: «Tagebau ist Heimatklau» und «Heuersdorf will leben». Aber es durfte nicht: 1994 wird die Auflösung des Dorfes festgesetzt. Die Heuersdorfer klagten – vergeblich. Am Ende waren es 66 Orte, die durch den Braunkohleabbau im Süden von Leipzig verwüstet wurden. 23 000 Menschen mussten umsiedeln. 19 Kirchen wurden zerstört. Die Emmauskirche ist die einzige, die diesem Schicksal entgangen ist. Die romanische Saalkirche war das älteste Gebäude des Dorfes. Man hat die Jahresringe der Baumstämme untersucht, die bei ihrem Bau verwendet wurden. Sie waren um 1250 gefällt worden. Die Kirche war im Laufe der Jahrhunderte mehrere Male umgebaut worden. In der Renaissance hatte man eine hölzerne Kassettendecke eingezogen. Die Glocken waren 1829 in Apolda hergestellt worden.

Die MIBRAG (Mitteldeutsche Braunkohlegesellschaft) war dazu verpflichtet, Eigentum zu entschädigen. Sie hatte immer angeboten, die Kirche zu versetzen. Doch dazu hätte es jemanden gebraucht, der die Kirche verwaltet und genutzt hätte. Aber in der Region hatte jedes Dorf bereits eine Kirche, einige sogar zwei, wenige drei. Niemand wollte sie. Bis 2006 eine Fotomontage auf-

Verschwundene Gebiete

tauchte, auf der die Emmauskirche auf dem Marktplatz von Borna stand. Die Idee entwickelte ein Eigenleben. Der Marktplatz eignete sich nicht, aber die Menschen erinnerten sich, dass am Martin-Luther-Platz einst die Alte Kirchscheule gestanden hatte. Das Grundstück gehörte der Stadt. Die Kirchengemeinde Heuersdorf beschloss, es zu kaufen.

Im Oktober 2007 zog die Emmauskirche um. Dabei wurde sie nicht in Einzelteile zerlegt, die man durchnummeriert und neu zusammengesetzt hätte. Sie wurde so, wie sie war, versetzt. Dazu musste man als Erstes das Mauerwerk verdichten, denn die 750 Jahre alte Kirche bestand aus mehr oder weniger lose aufeinandergestapelten Steinen, die lediglich von etwas Lehm zusammengehalten wurden. Man beabsichtigte, Bohrungen zu machen und über sie Mörtel einzuspritzen. Nur die Denkmalschützer stellten sich quer: Sie entdeckten einen mittelalterlichen Putz, den sie erhalten wollten. Die Situation war absurd: Um den Putz und damit die Kirche zu erhalten, musste man sie versetzen, denn an Ort und Stelle wäre sie ja abgerissen worden. Aber versetzen konnte man sie nur, wenn man den Putz zerstörte. Das Denkmalamt gab nach.

Nachdem man also die Mauern stabilisiert hatte, legte man der Kirche ein Korsett aus Stahlträgern an und goss einen Betonboden in sie hinein. Er trennte nun die Kirche vom Boden darunter. In ihn wurden Löcher gebohrt und eine Kletterpresse wurde installiert, die die gesamte Kirche, Millimeter um Millimeter, bis auf eine Höhe von 1,60 Meter anhob. Darunter fuhr ein Gefährt, das aussieht wie eine Plattform auf Rädern. Es besteht jedoch aus einzelnen Modulen, die aneinandergekettet sind. Zusammen waren sie knapp 32 Meter lang und 5 Meter breit, hatten 40 Achsen und 160 Räder. Jedes Rad war einzeln steuerbar. Mit der Kirche wog das Gefährt rund 963 Tonnen.

Am 25. Oktober setzt sich die Kirche in Bewegung. Zwischen

Heuersdorf und Borna liegen 12,5 Kilometer Strecke. Auf diesem Weg mussten zwei Flüsse, zwei Bahnlinien über- und drei Hochspannungsleitungen unterquert werden. Über die beiden Flüsse liefen jeweils Brücken. Man hatte geplant, die Pfeiler zu verstärken und darüberzufahren – doch wenige Wochen vor dem Transport wurde die Genehmigung nicht erteilt. Also beschloss die MIBRAG, die das Projekt koordinierte und finanzierte, die Flüsse zuzuschütten. Riesige Rohre wurden verlegt, um das Wasser zu kanalisieren. Dann wurden die neuen Übergänge gebaut, neben den eigentlichen Brücken. Es erscheint wie ein monströses Unterfangen, aber in den Tagebauen werden ebenso große Erdmassen bewegt, für den Konzern war das Alltagsgeschäft. Bei den Bahnlinien war es etwas einfacher: Man musste den einen Übergang mit Stahlplatten auslegen und die Oberleitungen abmontieren. Die Deutsche Bahn erlaubte das allerdings nur in einer bestimmten Nacht. Für fünf Stunden wurde die Strecke Leipzig – Chemnitz gesperrt. Danach musste alles aussehen wie zuvor. Die Unterquerung der Hochspannungsleitung klingt da wie ein Kinderspiel: Man schraubte die Masten ab und hob sie mit einem Kran so weit an, dass die Kirche darunter hindurchpasste.

Zwanzig Stunden benötigte der Transport, verteilt auf sechs Tage. Am Abend des 30. Oktober, dem Tag vor dem Reformationstag, an dem die Kirche ihre Erneuerung feiert, erreichte man den Martin-Luther-Platz in Borna. Die Einfahrt zum neuen Stellplatz der Kirche war an einer Stelle so schmal, dass das Gefährt nur acht Zentimeter, knapp eine Handbreite, zum Navigieren hatte. Drei Millionen Euro soll der Transport gekostet haben, über 50 Firmen aus der Region waren daran beteiligt. Lläuft man heute um die Kirche herum, sieht man auf der Rückseite am Boden noch Stahlträger, die an die Reise erinnern.

Verschwundene Gebiete